

Metasemiotische Etymologie

1. Bereits in der in Toth (2014a) eingeführten "ontischen Etymologie" war darauf hingewiesen worden, daß metasemiotische, d.h. linguistische Etymologie in der historischen Rekonstruktionen von Lexemen und Morphemen, also von Wörtern und Silben, mittels Lautgesetzen besteht. Das logische Problem dabei ist allerdings, daß Lautgesetze die als Etyma bezeichneten Rekonstrukte voraussetzen, diese aber hinwiederum die Lautgesetze voraussetzen. Metasemiotische Etymologie ist daher von ihrer logischen Basis her gesehen zirkulär und deshalb unwissenschaftlich. In Sonderheit läßt sich daher von der logischen Basis der Etymologie nicht zwischen angeblich wissenschaftlicher und angeblich unwissenschaftlicher etymologischer "Methode" unterscheiden. Vertreter der diachronen Sprachwissenschaft, also sozusagen Berufs-Etymologen, zeigen nun aber durchwegs ein eigenartig ambivalentes Verhalten, wenn es darum geht, ihre eigene Methodik von derjenigen anderer diachron arbeitender Forscher zu kritisieren. Der folgende Textausschnitt stammt vom Romanisten Andres Kristol und wird nach Haefs (2006, S. 91) zitiert.

»Die Autoren dieser Werke, die bei einem breiten Publikum meist auf grosses Interesse stossen, gehen dabei von ihren Kenntnissen einer eher seltenen oder bei uns wenig bekannten Sprache aus, die ihnen lieb ist – es kann sich dabei um Sprachen wie das Baskische, das Bretonische, das Ungarische oder das Arabische handeln. Auf dieser Grundlage versuchen sie, Ähnlichkeiten zwischen heutigen Ortsnamen und Wortelementen dieser Sprachen zu entdecken, um unverständliche Namen zu deuten. Andere Autoren wiederum durchkämmen die Wörterbücher alter Sprachen wie das Akkadische oder das Etruskische, um zu demselben Ziel zu gelangen, obwohl diese (oder ihnen nahe verwandte) Sprachen wohl zu keiner Zeit bei uns gesprochen wurden. Ohne die Gesetzmässigkeiten der historischen Laut- und Bedeutungsentwicklung zu kennen und zu verstehen, versuchen sie, die heutigen Namen Silbe um Silbe auseinander zu nehmen, um so in Walliser, Bündner oder St. Galler Ortsnamen semitische oder ungarische Elemente zu entdecken. ...

Dazu ist zu sagen, daß Kristol vom Gegenstand seiner Kritik gar nicht betroffen ist, da die etymologische Grundlage der von ihm innerhalb des Frankoprovenzalischen etymologisch behandelten Wörter in der Form der lateinischen Sprache ja vorhanden ist, so daß ein logischer Zirkelschluß gar nicht möglich ist. Ein solcher ist nur dann möglich, wie bereits gesagt, wenn sowohl die Domäne einer Abbildung als auch die Abbildung selbst sich gegenseitig voraussetzen, d.h. dann, wenn eine Ursprungssprache, wie etwa im Falle des "Ur-Indogermanischen", gar nicht vorhanden ist. Ferner wundert man sich, und nicht nur bei Kristols Kritik, mit welcher Verve gegen angeblich unwissenschaftliche Etymologie angegangen wird, die man doch, falls sie denn tatsächlich unwissenschaftlich wäre, einfach ignorieren würde.

2. Um es nochmals in aller Deutlichkeit zu sagen: Eine Funktion ist eine Abbildung, bei der Domänen-Elementen Codomänen-Elemente in der Form

$$f: x \rightarrow y$$

zugeordnet werden. Dabei kommen Fälle, bei denen entweder $x = \emptyset$ oder $y = \emptyset$ ist, durchaus vor. Die mathematische Kategorientheorie ermöglicht es sogar, wie sich einer ihrer Schöpfer, Saunders MacLane, ausgedrückt hatte, "mit Pfeilen zu rechnen", d.h. sowohl Domänen- als auch auf Codomänen-Elemente zu vernachlässigen. Was aber nicht möglich ist bei einer Funktion, ist, daß sowohl die Abbildung als auch entweder die Domäne oder die Codomäne leer sind, denn dann liegt überhaupt keine Funktion vor. Da sich innerhalb der aristotelischen Logik, auf der natürlich die gesamte Mathematik beruht, Abbildung und Domänen- oder Codomänenelemente nicht gegenseitig voraussetzen dürfen, muß hier in aller Deutlichkeit festgestellt werden, daß allein die Idee, eine nicht-vorhandene Ursprache (Domäne) allein aus dem Vergleich von Wörtern einer Zielsprache (Codomäne) zu rekonstruieren, ein grenzenloser Unsinn, der selbst die wundervollsten, bei ihm allerdings intendierten, Nonsens-Blüten eines Karl Valentin bei weitem übersteigt. Dieser Fall ist jedoch, um dies ebenfalls nochmals zu sagen, nicht gegeben, falls nicht nur die Zielsprache, sondern auch die Ur(sprungs)sprache vorhanden sind, wie dies etwa bei den romanischen Sprachen und dem Lateinischen oder den slawischen Sprachen und dem Altkirchenslawischen der Fall ist. Nur in

diesem zweiten Fall lässt sich daher zwischen wissenschaftlicher und unwissenschaftlicher Etymologie entscheiden, da nur in diesem zweiten Fall überhaupt eine Methode in der wissenschaftstheoretischen Bedeutung dieses Wortes vorhanden ist. Der Unterschied zwischen wissenschaftlicher und unwissenschaftlicher Etymologie reduziert sich dann allerdings auf etymologisch korrekte im Gegensatz zu etymologisch inkorrekte Abbildungen. Z.B. liegt eine korrekte Abbildungen im folgenden Fall vor

{franz. case ital., span. casa rătorom. chasa rumän. casă}
 ↑
 {lat. casa}

Eine inkorrekte Abbildung liegt hingegen z.B. im nachstehenden Fall vor.

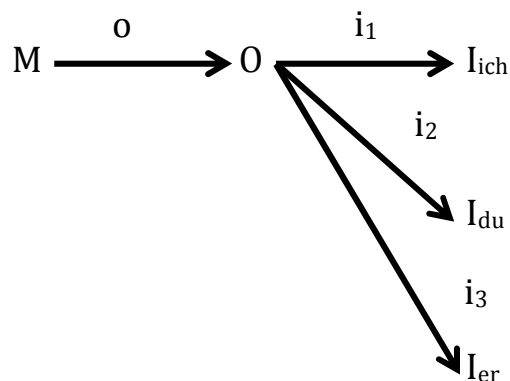
{dt. Haus lat. casa ungar. ház}
 ↑
 {*kaS-},

d.h. falls man versuchte, aus einer für das Deutsche, Lateinische sowie Ungarische nicht-vorhandenen "ursprachlichen" Domäne ein Element auf die drei zielsprachlichen Codomänen-Elemente Haus, casa und ház abzubilden, dann setzte die Abbildung das Rekonstrukt *kaS-, dieses aber die Abbildung voraus. Circulus vitiosus datur.

3. Bisher haben wir lediglich gezeigt, daß die sog. etymologische Methode logisch gesehen gar keine ist und in Sonderheit keine Unterscheidung zwischen wissenschaftlicher und unwissenschaftlicher Methode zuläßt, außer, die Domäne ist gegeben, dann aber ist die etymologische Abbildung, wenigstens logisch gesehen, trivial. Allerdings ist die sog. etymologische Methode, wie im folgenden gezeigt wird, ein nicht nur logischer, sondern auch ein semiotischer Unsinn. Zunächst sei daran erinnert, daß die Idee der historischen Rekonstruktion – und zwar in beiden möglichen Fällen, d.h. sowohl dort, wo die Ursprungssprache, d.h. die Domäne, gegeben ist, als auch dort, wo sie nicht gegeben ist, mit der Gültigkeit des Saussureschen Arbitraritätsgesetzes steht und fällt. Nur dann, wenn zwischen einem Zeichen und seinem bezeichneten Objekt eine logisch nicht-notwendige Relation besteht, kann die

Verwandtschaft von zwei oder mehr Wörtern entweder aus zwei oder mehr verschiedenen Sprachen und/oder zu zwei oder mehr verschiedenen Zeiten überhaupt angenommen werden, denn wären Zeichen nicht-arbiträr, so könnte aus einer formalen und/oder inhaltlichen Iconizität zwischen ihnen weder auf genetische Verwandtschaft noch auf Nicht-Verwandtschaft geschlossen werden. Hieraus folgt also in Sonderheit, daß selbst dort, wo Ursprungssprachen vorhanden sind, nicht-arbiträre Zeichen wie Onomatopoeica von jeglicher Etymologie ausgeschlossen sind, da in diesem Fall die Etymologie gegen die von ihr selbst vorausgesetzte Gültigkeit des Arbitrariitätsgesetzes verstieße.

Wie in Toth (2014b-e) gezeigt wurde, ist ein als Kommunikationsschema darstellbares Zeichen, d.h. eines, in dem zwischen Ich-Subjekt oder sprechender Person, Du-Subjekt oder angesprochener Person, und Er-Subjekt oder besprochener Person unterschieden werden kann, minimal eine logisch 4-wertige und semiotisch 5-adische Relation, die in der Form des folgenden semiotischen Automaten dargestellt werden kann.



Nehmen wir als Beispiel eine Inschrift aus dem Rätischen, einer Sprache, die bisher mindestens einem halben Dutzend verschiedener Sprachfamilien zugeordnet wurde, darunter Etruskisch, Illyrisch, Keltisch, Iberisch und Semitisch. Ein und dieselbe Inschrift wird nun von den drei im folgenden zitierten Autoren Rix, Bravi und Brunner auf vollkommen verschiedene Weise gelesen und übersetzt.

1. Rix (1998, S. 21)

LASPA ϕIRIMA ZINAχE σIKANU

"Laspa (und) Frima Sikanu haben geweiht."

2. Bravi (1979, Bd. 2, S. 23)

LASPA ϕIRIMAθINA χE χIKAßIXANU - EPETAV

"Laspa Frema ha dedicato tre offerte; siano dedicate (- ? -)"

3. Brunner/Toth (1987, S. 58)

LA SBABI RIMAKI NAGEKI ḪAŠIḪANU E[N]B[IU] ETAU

"Trockne mein Bad nicht aus; wir brauchen Hilfe; ich gebe Beeren (Früchte?)."

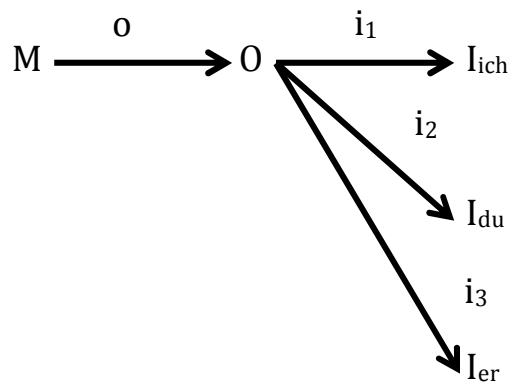
Akkad. šabābu "vertrocknen", rimku "Bad", arab. naġat "Rettung", -kī "deine (fem.)", akkad. ḫašāḫu "brauchen", enbu "Frucht".

Logisch gesehen sind alle drei paarweise voneinander verschiedenen Lesungen und Übersetzungen gleichberechtigt. Die Fälle 1 (Rix) und 2 (Bravi) unterscheiden sich jedoch darin, daß sie im Gegensatz zum Fall 3 (Brunner) eine Textsorte voraussetzen, d.h. eine Weihe-Inschrift annehmen, eine Annahme, die übrigens durch den ontischen Kontext der Inschrift in keiner Weise gestützt ist. Der Grund für diese Annahme liegt jedoch darin, daß die indogermanischen Inschriften im Alpenraum sehr oft Weiheinschriften sind bzw. angeblich sind. Das bedeutet, daß die Annahme der Textsorte die weitere Annahme impliziert, daß die rätischen Inschriften indogermanisch sind. Aus diesen zwei weder ontisch noch semiotisch gestützten Annahmen werden drittens dann Personennamen rekonstruiert nach dem Vorbild moderner, d.h. zeitdeiktisch und damit ebenfalls logisch verschiedener metasemiotischer Verben mit 3-wertiger Argumentstruktur (Valenz), wie z.B. im Dt. "A weiht dem B ein C". Rix widerspricht sich im Gegensatz zu Bravi jedoch selbst in dieser auf drei gegen die Logik vestoßenden Schlüssen, indem die Valenz-Position C bei ihm im Gegensatz zu Bravi gar nicht auftaucht. Obwohl also sowohl Rix als auch Bravi annehmen, daß die rätische Sprache eine dem Etruskischen nächstverwandte Sprache sei (die zudem, viertens, linguistisch

äußerst kontrovers, stillschweigend gleich noch als zur indogermanischen Sprachfamilie gerechnet wird), kommen sie zu verschiedenen Lesungen und Übersetzungen, bei denen nicht nur nicht die Zeichen ein und derselben Inschrift, sondern nicht einmal die stipulierten Morphem-, d.h. Silben-Grenzen übereinstimmen. Fall 3 dagegen, Brunner, teilt keine der vier paarweise von einander abhängigen und gegen die Logik verstoßenden Annahmen, er stellt, semiotisch korrekt, lediglich eine iconische Abbildung zwischen der rätischen Inschrift und Lexemen der semitischen Sprachfamilie zusammen. Deswegen ist er im Gegensatz zu Rix und zu Bravi imstande, im Anschluß an die Lesung und die Übersetzung der Inschrift die Wörter, welche in dieser Inschrift erscheinen, real existierenden Ursprungssprachen zuzuordnen, d.h. er behandelt das Rätische relativ zu semitischen Sprachen wie die romanischen Sprachen relativ zum Lateinischen behandelt werden und entgeht dadurch auch dem logischen *circulus vitiosus*.

Es sei allerdings betont, daß dadurch keinesfalls bewiesen ist, daß Brunners Übersetzung korrekt ist. Sie beruht nämlich immerhin auf der Annahme, daß Rätisch eine semitische Sprache sei. Allerdings tut er damit nichts anderes als es z.B. die Romanisten tun, wenn sie, streng genommen ebenfalls unbewiesen und unbeweisbar, das Lateinische als Mutter der Töchter der romanischen Sprachen voraussetzen- alles andere als eine Banalität, wenn man sich den hohen Prozentsatz nicht-lateinischer Erbwörter z.B. in den iberoromanischen Sprachen, im Rätoromanischen oder gar im Rumänischen in Erinnerung ruft. Da diese Methode, wie bereits mehrfach gesagt wurde, aber weder logisch zirkulär noch semiotisch unsinnig ist, ist auch die Annahme der Möglichkeit, daß eine zunächst unbekannte Sprache mindestens einer Sprache einer bekannten Sprachfamilie genetisch verwandt ist, eine *conditio sine qua non* der Sprachwissenschaft, da es sonst überhaupt nicht möglich wäre, irgendwelche genetischen Verwandtschaften zwischen Sprachen festzustellen. Man wüßte dann z.B. auch nicht, daß die so sehr deutsch klingenden Wörter Büchse, Tisch und Dose weder deutsch noch germanisch, sondern griechisch sind.

Der formale Grund für die Notwendigkeit dieser Annahme liegt eben, wie in den zitierten semiotischen Arbeiten gezeigt worden war, darin, daß in dem minimalen kommunikativen semiotischen Automaten



das Ich-Subjekt ohne diese Annahme der Möglichkeit, daß eine Sprache A und eine Sprache B miteinander genetisch verwandt sind, gar nicht bestimmt werden kann. Fällt aber das Ich-Subjekt weg, dann entfällt mit der Definition der elementaren triadischen Zeichenrelation

$$Z = (M, O, I)$$

das ganze Zeichen, d.h. dann kann man eine mutmaßliche Inschrift höchstens als "Kritzelsequenz", z.B. verursacht durch Pflugscharen von in Äckern gefundenen Steinen, deuten. Die Annahme eines Ich-Subjektes als kommunikativem Sender ist also absolut notwendig, um die weiteren Abbildungen der drei deiktisch differenten und irreduziblen Interpretantenbezüge, d.h.

$$i_1: (M \rightarrow O) \rightarrow I_{\text{ich}}$$

$$i_2: (M \rightarrow O) \rightarrow I_{\text{du}}$$

$$i_3: (M \rightarrow O) \rightarrow I_{\text{er}}$$

vorzunehmen und also wenigstens die Möglichkeit einer weder gegen die Logik noch gegen die Semiotik verstoßenden und damit methodisch, d.h. wissenschaftstheoretisch einwandfreien Lesungen und Übersetzung von Texten in zunächst unbekannten Sprachen vorzunehmen.

Literatur

- Bravi, Ferruccio, La lingua dei Reti. 2 Bde. Bolzano 1979-80
- Brunner, Linus/Alfred Toth, Die rätische Sprache. St. Gallen 1987
- Haefs, Hanswilhelm, Handbuch zur Kunde deutschsprachiger Ortsnamen. Norderstedt 2006
- Rix, Helmut, Rätisch und Etruskisch. Innsbruck 1998
- Toth, Alfred, Ontische Etymologie. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014a
- Toth, Alfred, Zu einer mehrwertigen semiotischen Automatentheorie. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014b
- Toth, Alfred, Kommunikationsschemata I-II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014c
- Toth, Alfred, Bemerkungen zum semiotischen Kommunikationsschema. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014d
- Toth, Alfred, Interpretantenbezug und Subjekt. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014e

19.10.2014